

Das beunruhigende Zugleich

Georg Simmel und die Objektwahl

Thorsten Benkel

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Georg Simmel als Stifter der Mikrosoziologie«

Wir alle sind Fragmente nicht nur
des allgemeinen Menschen,
sondern auch unserer selbst.

Georg Simmel

Verleugnete Subjekte?

Die subjektiven Hintergründe bei der Entscheidung für (oder gegen) einen Partner/eine Partnerin werden hier und da, vor allem in bestimmten Zirkeln, als ‚Objektwahl‘ bezeichnet. Damit ist nicht das Wählen einer konkret bestehenden Option gemeint, sondern vielmehr die Präferenz für eine spezifische Kategorie – also beispielsweise, auf einer sehr allgemeinen Ebene, die Entscheidung zwischen Mann oder Frau, oder, schon etwas differenzierter, zwischen Jüngeren und Älteren; diverse weitere Unterscheidungsstufen sind möglich. Die Differenzierungsebenen sind vielschichtig und müssen es auch sein, schließlich speist sich die Objektwahl vor allem aus subjektiv-psychologischen Veranlagungen. So plural die Menschen sind, so eigenwillig und spezifisch sind mithin die Vorlieben hinsichtlich potenzieller Lebens(abschnitts)- oder Sexualpartner/innen, und wohl auch im Hinblick auf weitere soziale Allianzen wie etwa Freundschaften.

Man muss dies alles nicht ‚Objektwahl‘ nennen. Es gibt schließlich Gründe, weshalb der Begriff in jenen Alltagsbereichen, deren Beschreibung er unterstützt, keine Verwendung findet. Objekte werden hier üblicherweise als Komplementärererscheinungen zum Subjektiven, das heißt zur Lebenswelt, ja zum Menschsein verstanden; objektiv ist somit das, was jenseits interaktionistischer Aushandlungen be- und entsteht. Solche Objekte wählt man offenkundig nicht, sondern findet sie vor. Der terminologische Ursprung der Objektwahl liegt anderswo. Fündig wird man in der Psychoanalyse, die bekanntlich nicht eben ein Reservoir für allzu viele alltagstaugliche Sprachanleihen ist (die sprichwörtlich gewordene Couch einmal ausgenommen). Sigmund Freud verortet die Objektwahl im Kontext der auf den ersten Blick recht undurchsichtigen „Liebesbedingungen“, nach denen de facto partnerschaftliche Vergemeinschaftungen ablaufen (Freud 1976, S.185). Objektwahl steht demnach in einer wesentlich früheren Lebensphase für die Zuwendung des Kindes zu Personen, die als Quelle positiver Empfindungsvermittlung identifiziert werden. Die Kontinuität zwischen beiden Formen ist evident.

Verlässt man den psychoanalytischen Blickpunkt, der in dieser Hinsicht also von einer Meta-Position aus auf affektive Zusammenhänge blickt, wird die Terminologie ad hoc fragwürdig. Der objektivistische Klang, den das Wort ausstrahlt, und der durch die subjektivistische Komponente der (freien?) Wahl von Partner/innen und anderen, positive Effekte evozierenden Mitmenschen kontrastiert wird, lädt zu Distanzierungen ein. Verliebte wählen doch schließlich einander nicht als ‚Objekt‘, sondern gar und ganz, ausdrücklich und unumstößlich mit Blick auf ihre subjektiven Leistungen, Präsentationsformen und Ressourcen. Die Facette der Wahl wird dabei für gewöhnlich nicht bestritten (außer von denen, die noch an über dem Willen stehende ‚Fügungen‘ glauben), wohl aber der – das Wählen und das dabei implizierte Abwägen und Rationalisieren noch verschärfende – Objektbezug. Darüber muss kaum ein Wort verloren werden, so fraglos steht die ‚Wahrheit‘ des ausdrücklichen Subjektbezugs in Liebes- und Zuneigungsdingen heute fest. Und eben deshalb kann von Objektwahl jenseits der Psychoanalyse vielleicht am nachdrücklichsten mit ironischer Distanzierung gesprochen werden (vgl. Theweleit 1996). Man sehe dem Autor nach, dass er sich diesbezüglich nicht auf die gewiss ergiebige Spurensuche im Werk von Slavoj Žižek gemacht hat.

Nicht nur im Alltag, sondern auch in der Soziologie kann man mühelos mit anderen Ausdrücken operieren, um der Idee der Objektwahl zum Ausdruck zu verhelfen, zumal damit die offenkundige Objektivierung des Subjekts beiseitegelassen werden kann. Bei Georg Simmel ist, soweit ich sehe, nicht von Objektwahl die Rede. Allzu viele Querverweise auf die sich in seiner Zeit just formierenden Psychoanalyse hat Simmel nicht platziert. Aber Simmel spricht von Verdinglichung, also: von Objektivierung, und dies auch und gerade im Kontext von Partnerschaften bzw. im Zusammenhang mit anderen Formen der Intimbeziehung. Sind demnach die Akteure höchstprivater Vergesellschaftungen, oder, in Simmels eigenen Worten, die Personen hinter einer „Gesellschaft zu zweien“ (Simmel 1993) auf heimliche oder unheimliche Weise ‚Objekte‘, für die man/frau sich entscheidet? Oder machen sich Akteure selbst zu Objekten, um zwischenmenschliche Konstellationen erfahren zu können, die ihnen sonst verschlossen bleiben? Und überhaupt: Geht es um eine Metapher erkenntnistheoretischen Fabrikats oder doch um Bildersprache, die das Konsumhafte der Partnerwahl herausstreichen will? Um dies zu klären, sind Recherchen in Simmels Auseinandersetzung mit den *Sinnen* notwendig.

Sinne und Ordnung

Im Exkurs über die „Soziologie der Sinne“, einem der Nebenkapiel des großen Brockens *Soziologie*, heißt es über sinnliche Wahrnehmung, sie sei „von fundamentaler soziologischer Bedeutung“. Der Sinneseindruck sei „Mittel der Erkenntnis des Andern [...]: was ich von ihm sehe, höre, fühle, ist jetzt nur die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange.“ Für den Einsatz der sinnlichen Wahrnehmungsoptionen gilt also: „sie führen in das Subjekt hinein [...] und zu dem Objekt hinaus“ (Simmel 1999, S.722f.). Sub- und Objekt sind hier nichts Getrenntes, sondern zwei Seiten einer Medaille.

Der Exkurs lässt sich so lesen, als wollte Simmel die gewissermaßen empirische Basis der einige Zeit später anderswo wesentlich abstrakter behandelten Intersubjektivitätsproblematik thematisieren (siehe das an Husserl angelehnte Gegenbeispiel Schütz 1991). Ausgangslage von Simmels Text ist jedenfalls das personelle Vis-à-vis. Mindestens zwei Personen bekommen es auf engem Raum miteinander zu tun. Eine Formulierung, die Simmel hier wählt, könnte als Überschrift für sämtliche analytische Annäherung zu diesem ur-mikrosoziologischen Sachverhalt dienen: er spricht vom „unruhige[n], beunruhigende[n] Zugleich“ (Simmel 1999, S.727).

Konkret diskutiert Simmel die sinnliche Wahrnehmung eines anderen Menschen als sowohl hin- wie auch wegführenden Erkenntnisakt. Die eigenen Sinne bringen im Zuge der Wahrnehmungen Empfindungen zustande, die aber subjektiv, in ihrer ‚Substanz‘ also nicht wechselseitig sind. Der Sinnesindruck schlägt eine Brücke zum anderen hin, die aber zugleich aus diesem anderen wieder herausführt und das Gegenüber, das diese ‚Behandlung‘ passiv hinnehmen muss, dadurch – durch die ‚Rückkehr‘ des Sinnesindruck zum sinneseinsetzenden Subjekt – zu (s)einem Objekt macht. Der Mensch, den ich betrachte, und von dem ich mir ein Bild mache, ist an diesem Vorgang so unbeteiligt, wie es ein Haus, ein Auto oder ein Baum wären, würde ich mir davon einen Eindruck verschaffen wollen.

Passend zu diesem Objektivitätsgedanken schreibt Simmel zwischenmenschlichen Empfindungsqualitäten eine Art Materialität zu. Zumindest sind die entscheidenden Faktoren ‚übersubjektiv‘ vorhanden und faktisch erfahrbar, beispielsweise Stimme, gesprochener Gehalt, Aussehen, usw. Besonders aufschlussreich seien im alltäglichen Miteinander der reziproken Wahrnehmung *Blicke*. Während die „Sachbedeutung“ der Stimme, nämlich: die Worte, deutlich hervortreten und auch auf andere Weise denn als Aussprache (etwa: als Schrift) vermittelbar sind, sind Blicke „unmittelbar in das Geschehen“ eingeflochten und kristallisieren somit „keinerlei objektive[s] Gebilde“ (ebd., S.723). Blicke sind also nicht zwanghaft in bestimmten Situationen auf bestimmte Zielpunkte gerichtet. Dennoch ist es nicht unüblich, die Augen in verbalkommunikativen face-to-face-Begegnungen auf die andere(n) Person(en) zu richten und dadurch einen quasi-materiellen Bezugspunkt zu wählen. Die Wirkung ist gleichsam eine ‚greifbare‘: Dann, wenn die Blicke sich treffen, liegt für Simmel – eingeschränkt durch ein „vielleicht“ – die „unmittelbarste und reinste Wechselbeziehung [vor], die überhaupt besteht“ (ebd., S.723). Dies ist ein zentraler Moment der Subjektanerkennung und Subjekterkenntnis; nicht einer Erkenntnis im Geiste einer klassifikatorischen Bestimmung (vgl. ebd., S.722), sondern einer Erkenntnis im Modus „lebendige[r] Wechselwirkung“ (ebd., S.723). Obschon Objekt der Wahrnehmung, kann dieses Objekt sich also als Subjekt aus eigener Aktivität heraus entpuppen, wenn es die sinnliche Herausforderung annimmt und – zurückschaut.

In diesem Sinne verdinglichend kann folglich ein verschämter Blick sein, der sich Eindrücke abholt, ohne dass er entdeckt werden will, oder jedwede andere Konstellation, in der das Wechselseitige des Anschauens vermieden wird. Ohne die Spiegelung des eigenen Blicks in den Augen des anderen fehlen Verstehensoptionen: die Interaktion ist weniger ‚offenbarend‘, als sie sein könnte.

Für die Anschlussfähigkeit dieser Überlegungen stehen nicht nur diverse, bei Erving Goffman nachschlagbare Alltagsmomente (etwa das Senken des Blicks bei der Annäherung an Personen, mit denen man sich nicht auseinandersetzen möchte; vgl. Goffman 1971).¹ Die Mechanismen gezielter Blicksuche bzw. -vermeidung sind den allermeisten Menschen aus eigener Erfahrung wohlbekannt. Aus dieser trivialen Alltäglichkeit speist sich auf einem höheren Reflexionsniveau die Fragilität sinnlicher Interaktionsmomente. So sehr die Sinne einander verbinden, so rasch können sie durch gezielte Rückzugsstrategien die Verbindung auch wieder kappen. Nicht mehr zuhören, nicht mehr hinschauen, nichts mehr sagen wollen, sich nicht riechen können: alles Momente der Suspendierung von Interaktion. Zugleich sind es Momente der Kommunikation, denn sie ‚besagen‘ etwas.

¹ Jean-Claude Kaufmann bringt das Bedingungsverhältnis von Nähe und Ferne im Sinne eines Wegschauens aufgrund des Hinschauenwollens am Beispiel der in Körper eingeschriebenen Geschlechterordnung auf den Punkt – unter dem Begriff „Soziologie des Oben-ohne“ (Kaufmann 2006). Entsprechende Situationen (FKK-Strand, Sauna, Park) sind strukturiert durch die Direktive, dass das, was nicht betrachtet werden soll, diesen Rang hat, weil es ‚eigentlich‘ – für manche – explizit betrachtenswert ist. Beide buchstäblichen ‚Sichtweisen‘ sind normativ aufgeladen und eine ‚Unschuld‘ des Körpers, die davor oder dahinter stehen könnte, ist nicht zu erkennen.

In dem erwähnten Exkurs geht es Simmel außerdem um Effekte der Verstädterung auf die Sinne (zum Beispiel um das Dual Verkümmern versus Sensibilisierung) und um die durch den Sinneseinsatz (Auge, Nase, Ohr) generell konstituierten „Sozialgebilde“ (Simmel 1999, S.732). Auch heute leuchtet ein, dass, um ein Beispiel heraus zu greifen, Hygiene bzw. hygienische Mängel und die darauf bezogenen Kompensationsmechanismen innerhalb von Wohn- und Arbeitskontexten relevant sind, weil damit auch implizite Stellungnahmen zu den subtilen normativen Anforderungen verbunden sind, die diese Orte als soziale ‚Umschlagplätze‘ prägen. Mit anderen Worten: die Sinne sind auch Ordnungsdikatoren.

Als Resultat sinnlicher Wahrnehmungen ergeben sich, so Simmel, Bestimmungen von Lust und Unlust (vgl. ebd., S.734). Im gebildeten Sprachgebrauch seiner Zeit sind darunter Zustimmung- oder Ablehnungsimpulse zu verstehen: etwas gefällt – oder eben nicht. Solche Wertungen lassen sich schwerlich aufhalten, sie kommen im Zuge des permanenten Sinneseinsatzes wie von selbst zustande. Vermeintlich drastische Wahrnehmungseindrücke entstehen, so betrachtet, nicht durch den Wahrnehmungsakt, sondern durch die unabdingbare Folgeerscheinung, die subjektive Klassifikation, die mitunter hinter der Vermeintlichkeit eines unabdingbaren, ‚folgerichtigen‘ Reflexes versteckt liegt. (Ein plastisches Beispiel könnten sinnliche Grenzüberschreitungerfahrungen im Zusammenhang mit Müll oder Toilettenabfällen sein; ihre strikte Zurückweisung scheint ‚in der Sache selbst‘ begründet zu liegen, kollektiv liegt die Unlust hier allerdings aufgrund antrainierter Verhaltensmuster vor; vgl. Benkel 2011).

Die reine Wahrnehmung ist etwas anderes als die Reaktion darauf. Nun schiebt sich aber die Reaktion bekanntlich nach vorne und ist mit der Wahrnehmung dermaßen eng verbunden, dass eine epistemologische Trennung dieser siamesischen Zwillinge unmöglich scheint. Für Simmel geht dies, über einige Übersetzungsschritte, zu Lasten der Gemeinschaft. Denn wenn die subjektive Wertung in die Wahrnehmung hineinragt und sie dominiert, so gewinnt in der Folge der persönliche Individualismus an Boden. Gefördert werde so das Schreckgespenst, das damals zahlreiche soziologische Diagnosen heimsucht: der Individualismus. In der Konsequenz finde eine „größere Isolierung“ statt, es komme zu einer „schärferen Umgrenzung der personalen Sphäre“ (Simmel 1999, S.734).

Im Prinzip hat das individualistische Empfinden, wenn man es so nennen möchte, bereits gewonnen – ansonsten wären die Wahrnehmungen ja nicht so stark an persönliche Lust/Unlust-Zuweisungen gekoppelt. Auch Wahrnehmen will schließlich (sozial) gelernt sein. Von hier aus lässt sich die Brücke zur Objektwahl schlagen – bzw. zur Verdinglichung.

Strategien der Verb(l)indung

Nehmen sich Personen sinnlich wahr, bietet sich der Blick als Medium stärker an, als es bei Nase oder Ohr der Fall wäre. Die damit eintretende Verbindung ist jedoch fragil. Das flüchtige Wegschauen, der kurzzeitig gesenkte Blick, das unkonzentrierte ‚Durch-einen-Durchschauen‘ unterminiert das entstandene soziale Potenzial im wahrsten Sinne des Wortes augenblicklich. Die Komplementärfigur dieser anfälligen sozialen Brücke sind einseitige Beobachtende; Personen also, die zwar andere anschauen und anderen zuschauen wollen, ohne jedoch selbst in den subjektiven Fokus ihres betrachteten Gegenübers zu geraten – welches sich damit eben nicht als Gegenüber darstellt, sondern eher zum (un-)heimlichen Zielsubjekt einer egoistischen Wahrnehmung verwandelt wird. Just in diesem Kontext will Simmel die Subjektivität dieses ahnungslosen Subjekts nicht mehr gelten lassen. Für ihn sind entsprechende sinnliche Manöver nur mehr Verdinglichungen, oder eben Objektivierungen: Jemand will, als erkenntniserheischendes Subjekt, etwas über andere erfahren oder an einen Wissensvorsprung ge-

langen, ohne dieses Anliegen transparent zu machen. Damit werden die Beobachteten auf den Rang von Dingen reduziert – weil die soziale Energie, die hier theoretisch ins Spiel kommen könnten, einseitig außen vor gehalten werden. Konkret liegt eine Verbindung zu einer Person vor, die auch ein Stein, ein Baum, ein Automobil oder ein Haus sein könnte. Das Zielsubjekt, ohnehin im Wahrnehmungsspiel *zunächst* passives Objekt der Sinnergreifung, kann seinerseits wenig tun, um auf herkömmlichen sozialen Wegen die Differenz zum Gegenständlichen herzustellen. Es ist Objekt, weil es behandelt wird wie ein Objekt.

Zugegeben: denkt man sich in entsprechende Konstellationen näher hinein – es gibt sie ja, die voyeuristischen Blickbegierden und die heimliche Annäherung unter klandestinen Bedingungen – fallen einem Feinheiten auf und Drittvariablen ein, die an dieser Stelle nicht vertieft werden sollen (siehe Benkel 2010). Es dürfte sich angesichts der Simmel'schen Position (und zumal Terminologie) nun aber abzeichnen, welche Bedeutung die Objektwahl haben kann. Übertragen auf intime Lebenskontexte, und insbesondere auf Partnerschaften, lassen sich Objektivierungen als (wohl auch situativ und/oder zeitlich begrenzte) Taktiken des Umgangs verstehen, bei denen die Sichtweise der *anderen* Person ausgeblendet wird. Das Betrachten ist in diesem Zusammenhang nicht mehr als tatsächlicher Sinesseinsatz der Augen zu verstehen, sondern überschreitet den semantischen Horizont, den Simmels Exkurs entfaltet, zugunsten einer bildsprachlichen Ebene, die vielleicht der Beobachtungsbegrifflichkeit bei Niklas Luhmann entspricht. Auch dort meint Beobachtung bekanntlich mehr als das, was das Wort im alltäglichen Sprachgebrauch bedeutet; zentral ist vielmehr die Omnipräsenz von Unterscheidungen und ihren Bezeichnungen (vgl. Luhmann 1992). Die Verdinglichung bzw. Objektivation in Liebesangelegenheiten wäre also, unter Verwendung einer derart erweiterten Terminologie, dann angemessen, wenn nicht das Subjekt ‚auf Augenhöhe‘ betrachtet wird, das heißt: anerkannt als vollwertig gleichberechtigtes Gegenüber, dem just so viel Respekt, Anerkennung usw. zuzusprechen ist, wie man für sich selbst beansprucht.²

Statt einander schlichtweg nicht in die Augen zu schauen, lauert der Dingcharakter der Beziehung in der fehlenden kommunikativen Korrespondenz. Der/die Andere ist Objekt nicht lediglich im Sinne des ersten Wahrnehmungsschrittes, sondern wird auf diesen Status wider Willen verpflichtet. Den/die Andere(n) nicht als gleichermaßen entscheidungsfähig zu verstehen, impliziert eine spezifische Deutung der intersubjektiven Beziehungslogik in einer subjektiv dominierten ‚richtigen‘ Lesart, an der das Gegenüber nicht beteiligt ist bzw. nicht beteiligt sein soll. Die Verbindung wird in solchen häufigen, gerade in Streitsituationen ausbuchstabilen Momenten (vgl. Simmel 1999, S.284ff.) zu einer *Verblindung*. Dissensgestaltung braucht die Erniedrigung des (anderen) Subjekts auf einen gewissermaßen ‚weniger subjektiven Status‘, um nachhaltige Treffer zu ermöglichen. Die rote Linie der ‚eigentlich gewollten‘, das heißt gesellschaftlich hochanerkannten Modi des Zusammenlebens und -agierens *muss* überschritten werden, damit ernsthafte partnerschaftliche Konflikte als solche erkennbar werden. Die Grenze zwischen zu viel und zu wenig verdinglichender Verbalattacke ist allerdings schwer justierbar, zumal dem Konflikt üblicherweise nicht rationale, sondern emotionale Momente zugrunde liegen.

² Selbstverständlich sind viele Sozialbeziehungen so aufgebaut, dass sie einer solch idealistischen Skizze (die dem Hegel'schen Anerkennungsdenken nahe steht) nicht entsprechen: Erwachsene mit Kindern, Betreuenden mit Entmündigten, Pflegenden mit Kranken usw. agieren unter anderen Vorzeichen. Die Paarbeziehung bzw. das mit ihr verschränkte Anbahnungsgeschehen sind deshalb besonders gut geeignet, den beschriebenen Bedeutungstransfer zu versinnbildlichen, denn hier liegt – idealtypischerweise – wenigstens in den westlich geprägten Regionen eine reziproke, ‚unverdinglichte‘ Beziehung vor. (Ein ebenfalls intimer und zwischenmenschlicher, davon aber ausdrücklich *nicht* geprägter Kontext stellt dem gegenüber die Prostitution dar; vgl. – mit Blick auch auf Simmel – Benkel 2018).

Eine Mikrosoziologie partnerschaftlicher Auseinandersetzungen könnte zeigen, dass die Sachlage natürlich realiter nicht ganz so einfach strukturiert ist (deutliche Hinweise liefert Kaufmann 1994; 2008; 2014). Das Überhören bzw. Übersehen bzw. Geringschätzen des Gegenarguments ist Teil jedweder ausgefeilten Konfliktretorik (philosophisch geadelt – und prompt später widerrufen – von Schopenhauer 1983). Ohne regelmäßige Irritationen, ohne ein kathartisches Lautwerden geht es ohnehin nicht, hört man immer wieder. Geht es ebenfalls nicht ohne Verdinglichungsmomente? Ohne dieses tiefe Fass aufmachen zu wollen: Bei Jean-Paul Sartre findet sich die Überlegung, dass Sexualität im Allgemeinen auf dem Umstand beruht, dass Alter den Körper von Ego für eigene erotische Interesse instrumentalisiert (und damit zum Objekt macht), was aber dadurch abgefedert werde, dass Ego im idealtypischen Fall zeitgleich exakt genauso handelt. Beide sind sich Subjekt und Objekt im selben Moment; so versöhnlich kann Verdinglichung also sein (vgl. Sartre 2001, S.599). Nicht jede Situation, die dem hier vorgestellten Objektivierungskonzept entspricht, ist sogleich eine herabwürdigende, die Partnerschaft, Freundschaft usw. zerstörende. Es dürfte jedoch alles andere als unplausibel sein, zu vermuten, dass plakativ als intersubjektiv ausgeflaggte Sozialverhältnisse mithin gerade auch dadurch mitgeprägt werden, dass Einseitigkeit in sie hineinfließt und sporadisch die soziale fast schon zu einer (para-)sozialen Konstellation macht. Wer nun meint, dass dies einer alter Hut sei, darf sich kurz darüber wundern, wie wenig derlei soziologisch reflektiert wird.

Literatur

- Benkel, Thorsten. 2010. Der intime Augenzeuge. Elemente einer Soziologie des Voyeurismus. In *Soziale Dimensionen der Sexualität*, Hrsg. Thorsten Benkel und Fehmi Akalin, 361–389. Gießen: Psychosozial.
- Benkel, Thorsten. 2011. Die Idee des Ekels. Analyse einer Affektkonstruktion. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 35:9–29.
- Benkel, Thorsten. 2018. Geld, Tausch und Intimität. In *Georg Simmel und das Leben in der Gegenwart*, Hrsg. Rüdiger Lautmann und Hanns Wienold, 249–262. Wiesbaden: Springer VS.
- Freud, Sigmund. 1976. Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. In ders.: *Studienausgabe*. Bd. 5, 185–195. Frankfurt am Main: Fischer.
- Goffman, Erving. 1971. *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Kaufmann, Jean-Claude. 1994. *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude. 2006. *Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude. 2008. *Was sich liebt, das nervt sich*. Konstanz: UVK.
- Kaufmann, Jean-Claude. 2014. *Kochende Leidenschaft*. Konstanz: UVK.
- Luhmann, Niklas. 1992. *Beobachtungen der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sartre, Jean-Paul. 2001. *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Reinbek: Rowohlt.
- Schopenhauer, Arthur. 1983. *Eristische Dialektik oder Die Kunst, Recht zu behalten*. Zürich: Haffmans.
- Schütz, Alfred. 1991. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1993. Die Gesellschaft zu zweien. In ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 8, 348–354. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1999. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (= Gesamtausgabe, Bd. 11). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Theweleit, Klaus. 1990. *Objektwahl. Über Paarbildungsstrategien und Bruchstücke einer Freudbiographie*. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld.